

der einen oder der anderen Bedeutung gehören. So bei *barn*: 1. „Kind, Sohn“; was hier unter 2. steht: „Menschen, Menschenkinder“, passt nur auf das letzte Beispiel; alles andere gehört unter 1.; *edili* „von gutem Geschlecht, adlig, edel“; es hätte heissen müssen: a) bei persönlichen Grössen „adlig“ — b) bei nicht persönlichen Grössen: „edel“ (ein Beispiel: *edilero spraka*); *giwadi* „Kleidung, Gewand, Kleider“ statt: a) Kleidung. b) Kleid (oder Gewand); *obar* „über etwas, über etwas hinweg“, wo übrigens Hel. 1693 zu 1951, 2936 zu 5240 in der folgenden Unterabteilung gehört; *thegan* „Knabe, Mann, der Mann des Gefolges, Dienstmann“: vier Wörter, aber drei verschiedene Bedeutungen, unter die die Belege zu verteilen gewesen wären; so stehen sie kunderbunt durcheinander. — *Wela* wird unnötigerweise unter zwei Artikel verteilt: der eine dem Adverb, der andere der Interjektion gewidmet; dagegen wäre wohl *wehslon* als Transitiv von *wehstean* als Intransitiv zu trennen gewesen.

Giessen.

O. Behaghel.

**Guntram Saladin, Zur Siedelungsgeschichte des Freiburgischen Sensebezirks.** Freiburg i. Ue., Weizinger. 128 S. 8°.

Die vortreffliche Arbeit von Saladin steht unter dem Zeichen der Anschauung, die besonders von Dopsch vertreten wird, dass die „Vernichtungstheorie“ abgewirtschaftet hat, dass die Siedelungen im allgemeinen ununterbrochen fortleben. Die Untersuchung baut sich vor allem auf auf der Betrachtung der Ortsnamen, und es spielen naturgemäss die Weilerorte eine entscheidende Rolle. Ich hatte für deren Gesamtheit den Gedanken ausgeführt, dass sie eine Fortsetzung römischer Gutshöfe darstellten. Saladin prüft diesen Gedanken für den bestimmten Einzelbezirk der Schweiz; er ergänzt und erweitert meine Darlegungen in höchst willkommener Weise und kommt zu demselben Ergebnis wie ich. In scharfsinniger Weise verteidigt er unsere Anschauung gegen Einwendungen, die gemacht werden könnten oder gemacht worden sind. Dabei geht er namentlich in dankenswerter Weise auf die wirtschaftlichen Bedingungen der Siedelungen ein, während ich überwiegend militärische Gesichtspunkte geltend gemacht hatte. Weiter erörtert er dann die topographischen Verhältnisse der Orte auf -acum, die auch in seinem Bezirk eine grosse Rolle spielen. Das Einrücken der Alemannen erfährt ausführliche Erörterung, die Aare wird als alte Grenze gegenüber den Burgunden erhärtet, die Walchenorte betrachtet, wie überhaupt das Beharren romanischen Volkstums; dabei gewährt die sprachliche Behandlung des anlautenden lateinischen k in seiner Wiedergabe durch g (Gampeln aus campellone, Gestelen aus cartellione) eine wertvolle Hilfe. Nützlich auch für andere Gebiete ist die Feststellung, dass Ried im Sensegebiet nicht Sumpf, sondern durch Rodung gewonnenes Neuland bedeutet.

Es wäre dringend zu wünschen, dass derartige Einzeluntersuchungen auch für andere Gebiete durchgeführt würden. Bohnenberger mag aus Saladins Arbeit ersehen, dass auch Ortsforscher meine Meinung teilen. Die Widerlegung meiner sprachlichen Bedenken hat er sich allzu leicht gemacht.

Unverständlich ist mir auf S. 8 die dritte Anmerkung.

Giessen.

O. Behaghel.

Nachtrag: In dem zweiten Hefte der neuen Zs. für Ortsnamenforschung untersucht W. Kaspers die Weiler-Orte

der Kölner Gegend. Von ihnen sagt er: „Sie bestätigen Behaghels grundlegende Untersuchung“ und fasst sein Ergebnis in folgenden Sätzen zusammen: „Die Weilerorte des Kölner Bezirks sind aus römischen Villen (villa rustica des kleinen Besitzers oder Veteranen, Villen des Grossgrundbesitzers, militärischer Verpflegungsvillen) hervorgegangen. Sie liegen innerhalb des unter römischen Einfluss stehenden Gebietes, in Beziehung zu Römerstrassen und strategischen Punkten“.

**Der Saelden Hort,** alemannisches Gedicht vom Leben Jesu, Johannes des Täufers und der Magdalena. Aus der Wiener und Karlsruher Handschrift hrsg. von Heinrich Adrian. Mit zwei Tafeln im Lichtdruck. Berlin, Weidmann. 1927. [Deutsche Texte des Mittelalters, hrsg. von der Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd. XXVI.] XXXII und 266 S. 8°. M. 21.

**Der Göttsweiger Trojanerkrieg,** hrsg. von Alfred Koppitz. Mit einer Tafel in Lichtdruck. Berlin, Weidmann. 1926. [Deutsche Texte. Bd. XXIX.] XXVIII u. 483 S. M. 10.50.

Die beiden hier vorgelegten Dichtungen gehören dem alemannischen Gebiet an und wohl beide dem 15. Jahrhundert. Im Saelden Hort soll gelesen werden „von siechen, kinden und kindbetten“, von Leuten, die selten Messe und Predigt haben, die aus den Städten sich auf die Burgen gezogen haben. Die Darstellung vielfach lebendig: an die Stelle des *man* tritt nicht selten *ich* oder *du*. Diese innere Mission bedient sich aber keineswegs einer besonders volkstümlichen Darstellung. Zwar tritt die Mundart stark hervor (z. B. *sunt: munt = solent: mugent*; gehört hierher auch die öfters gebrauchte Form *du sol*, die ich sonst nur aus dem Wälschen Gaste und der Rittertreue kenne?). Aber es wimmelt von Akkusativen mit dem Infinitiv; man muss unter Umständen ein Dutzend Verse lesen, um zu einem Hilfszeitwort den zugehörigen Infinitiv zu finden. Das Enjambement spielt eine grosse Rolle.

Der Göttsweiger Text bietet eine höchst phantastische Geschichte des Trojanerkriegs, in der z. B. Paris einen Löwen erschießt, Eneas den Verrat übt, der zur Einnahme Trojas führt, Minos zur Hochzeit seiner Tochter Meiera reist. Die Darstellung verdient nicht das Beiwort „schlicht“, das ihr der Herausgeber beilegt; sie ist vielmehr nicht selten geschraubt, gesucht (1261 *lieblich geschach da manig blik, vil wipplicher braven strik, claur und unverdrossen, wurden da entschlossen*; 1412 *der dennocht leider ain Walch war aller hande sprache*). Aber in der Erzählung manche hübsche naive Züge (1536 *dissen stritt und disse nott sach nieman won dü vögelin*; der Knabe Paris erschlägt einen Hund und rechtfertigt sich mit den Worten [1487]: *es tett mir gar nott: er nam mir fröffenlich daz brot, was an König Rother erinnert*; 1397 das Sprichwort: *satter lib frölich hoppt traitt*).

Die Einleitung Adrians verdient alles Lob, im Gegensatz zu denen mancher früheren Bände der deutschen Texte; er arbeitet mit dem vollen Rüstzeug der modernen Mundartenforschung. Ueber die Einleitung von Kopitz lässt sich nicht das gleiche sagen. S. XXIII: „wie weit manche Eigenheiten des Textes dem Dichter, andere dem Schreiber in Anrechnung zu bringen sind, lässt sich, da nur eine Handschrift vorliegt, nicht immer sicher feststellen“; als ob das beim Vorhandensein mehrerer Handschriften leichter wäre! K. hat nicht den Versuch gemacht, das Sichere, d. h. die Reimzeugnisse, zusammenzustellen. Seine grammatische Autorität ist Weinholds alemannische

Grammatik. S. XXIV schreibt er: „*m* und *n* sind dem alemannischen Schreiber gleichwertig“; das gilt natürlich nur für den Auslaut. Ueber das Alter der Handschrift wird nichts gesagt, obwohl das vielleicht zweckmässig gewesen wäre, denn von der Hagen verlegt sie seltsamerweise in das 14. Jahrhundert.

Die Texte, wie gewöhnlich von Roethes Unterstützung begleitet, werden vollauf den Anforderungen gerecht, die man bei den bekanntesten Grundsätzen der Akademie stellen darf. Saelden Hort 3 ist wohl *verre* und 6 *fröwe* zu lesen; 22 ist die Aenderung in *tihens* unnötig. Der Text des Trojanerkriegs ist in der Ueberlieferung übel zugerichtet; so kommt es, dass von Kraus fast auf jeder Seite ein reiches Maß von glücklichen Besserungen beige-steuert hat.

Giessen.

O. Behagel.

**Pietsch, Paul, Ewangelij und Epistel Teutsch.** Die gedruckten hochdeutschen Perikopenbücher (Plenarien) 1473—1523. Ein Beitrag zur Kenntnis der Wiegendrucke, zur Geschichte des deutschen Schrifttums und der deutschen Sprache, insbesondere der Bibelverdeutschung und der Bibelsprache. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1927. XXIII, 308 S. 8°.

Als Paul Pietsch im April 1890 die Leitung der Weimarer Lutherausgabe übernahm, hatte er eben den ersten Korrekturbogen des hier vorgelegten Buchs erhalten. Zwei Jahre später, als fünfzehn Bogen ausgedruckt waren, musste er die Hand von dem eigenen Geisteskind abziehen, um dem anspruchsvollen Pflegekind gerecht zu werden, dem fast ein Menschenalter lang all seine angespannte Arbeitssorge gehören sollte. Als Siebzjähriger hat er die letzte Hand an das Plenarienbuch legen können; Notgemeinschaft und Gesellschaft der Freunde der Universität Greifswald haben den Druck vollenden helfen. Wer den Korrekturgang mit überwacht hat, kennt die besondere Mühe, aber auch das einzigartige Verdienst dieses Werkes, das die wichtigste Lücke schliesst, die bisher in unseren Vorarbeiten zur Würdigung der Lutherbibel geblieben war. Ueber die vollständigen deutschen Bibeln vor Luther sind wir vor allem durch Wh. Walthers Deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters (1889—92) und W. Kurrelmeyers Ausgabe (1904ff.) gut unterrichtet. Wichtiger sind für das Verhältnis Luthers zu seinen unmittelbaren Vorgängern die Plenarien. Ueber ihren Umfang in Drucken und Handschriften hat bisher niemand auch nur bibliographisch zureichende Vorstellungen gehabt. Wenn uns jetzt Pietsch 63 von den über 70 Plenariendruckern aus dem halben Jahrhundert, das er darstellt, erschliesst, so ist damit ein erstes Mal der Vorhang vor einem Reichtum zurückgezogen, den ganz zu ermassen über eines Menschen Kraft geht. Erschöpft hat ihn auch Pietsch nicht: von den Drucken sind die niederdeutschen und niederländischen fast ganz beiseite geblieben, von den Handschriften nur das Berliner *Ms. germ. fol.* 659 herangezogen. Aber die Masse ist nun gegliedert; Uebersichten zeigen, wie sich das Kirchen- und Heiligenjahr in den Perikopentexten spiegelt und welche biblischen Abschnitte dabei zur Geltung kommen. Perikopen, Messen und Glossen sind in Textproben von insgesamt 114 Druckseiten ausgehoben, und nicht zuletzt erfährt die Sprache dieser deutschen Wiegendrucke die längst verdiente Würdigung, die die sonst so hoch und fein entwickelte Inkunabelforschung erst an ganz vereinzelt Punkten angebahnt hat. Möge das Buch, das mehr als vierzig Jahre zu seiner Vollendung

gebraucht hat, die unbedingt notwendige Nachfolge um so rascher finden.

Giessen.

Alfred Götze.

**Fritz Brüggemann, Versuch einer Zeitfolge der Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig aus den Jahren 1590—1594** (= Veröffentlichungen des Deutschen Instituts an der Technischen Hochschule in Aachen, Heft 2). Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft. 1926. 53 S., 1 Tabelle.

In dem kurzen dramatischen Schaffen des Herzogs Heinrich Julius sind vier Schichten zu unterscheiden: Versuche in der Tragödie und Tragikomödie nach der Spielweise der englischen Komödianten; unter deren Einfluss Stilwechsel zur Komödie; im Erstarken der eignen Kraft neuer Stilwechsel zur Tragödie; endlich in künstlerischem Absinken die abschliessende Rückkehr zur Komödie. In die erste Zeit (1590—92) gehören die Tragikomödie „Susanna“, die Tragödie „Fleischhauer“ und das grosse Wirtsdrama, diese beiden Entwurf geblieben; in die zweite (1592—93) die Komödien „Wirt“ und ihr Gegenstück „Weib“ (Thomas Merkator) mit Sicherheit, dazu vielleicht eine kürzende Bearbeitung der „Susanna“; in die dritte (1593) die Tragödien „Buhler und Buhlerin“ (Pamphilus), „Der ungeratene Sohn“, „Ehebrecherin“ und die Tragikomödie „Gastgeber“; in die letzte (1594) die Komödien „Edelmann“ (Prodigus) und „Vincentius Ladislaus“. Damit ist nach vier Jahren die Theaterleidenschaft des Herzogs erloschen: die Staatsgeschäfte, sein Uebergang an den kaiserlichen Hof in Prag und der plötzliche Tod des noch nicht Fünfzigjährigen 1613 haben ihn nicht zum Drama zurückkehren lassen, aber auch innerlich hatte er offenbar den ganzen Kreis seiner dramatischen Möglichkeiten abgeschrieben.

Brüggemann hat die Zeitfolge der Dramen überzeugend begründet und die namentlich bei der gekürzten „Susanna“ und beim „Gastgeber“ bleibende Unsicherheit gebührend betont. Zugleich hat er, gestützt auf die guten Vorarbeiten von Holland 1855, H. Grimm 1857, Tittmann 1880, O. v. Heinemann 1881, Creizenach 1889, P. Zimmermann 1902, E. Herz 1903 und Kaulfuss-Diesch 1905, die Entfaltung der herzoglichen Dramatik und die bedeutsame Rolle, die Thomas Sachevill als Johann Bousset darin spielt, neu gezeichnet. S. 11, Z. 2 v. u. lies *in Parenthesi*; 32, 42 Richter 4, 21; 32, 46 kann; 36, 8f. Franz Moor.

Giessen.

Alfred Götze.

**Kaarle Krohn, Die folkloristische Arbeitsmethode.** Begründet von Julius Krohn und weitergeführt von nordischen Forschern (= Institutet for sammenlignende kulturforskning, Serie B: Skrifter 5.) Oslo 1926, Aschehoug; Leipzig, Harrassowitz. 167 S. 8°. M. 8.80.

Die finnische Methode der Volkskunde ist von des Verfassers Vater, dem deutschbürtigen Führer des Finnentums, am Kalewala ausgebildet und seither mit bekanntem Erfolg auf Volksglauben, Volksbrauch und Volksdichtung angewendet worden. Sie setzt sich zum Ziel, die ursprüngliche Form eines jeden volkskundlichen Zugs zu bestimmen und die ursprüngliche Anordnung dieser Züge zu untersuchen, um sowohl die Grundformen als die Normalformen der verschiedenen Gebiete festzustellen, aus deren Beziehungen zueinander die Wanderung und Entwicklung der betreffenden Ueberlieferung erschlossen werden kann.